

Frl. stud. ing. setzt sich durch

(Fortsetzung von Seite 180)

Eine Elektrotechnikerin erzählt von ihrem Studiengang:

Wie ich zur Technik kam? Ganz einfach: ich war auf der Schule immer besonders gut in Mathematik. Und weil ich außerdem, im Gegensatz zu meinen Freundinnen, mich für alle technischen Fragen interessierte, glaubte ich mich geradezu prädestiniert fürs technische Studium. Der Flugzeugbau war meine erste, unglückliche Liebe, unglücklich deshalb, weil ich nicht viel Konstruktionstalent besaß. Also sattelte ich seufzend um zur Elektrotechnik.

Studiert hab ich in München und Berlin. In München gab es damals auf der ganzen Hochschule überhaupt nur zwei Mädchen im Fach für Elektrotechnik, und eine davon war ich. Wir waren natürlich bekannt wie die „bunten Hunde“, leider auch bei allen Professoren. Unbemerkt zu schwänzen, war einfach unmöglich. Aber andererseits hatten wir auch nie wie unsere Kolleginnen von der Universität unter den berühmten „männlichen Ellenbogen“ zu leiden; im Gegenteil . . . !

Als ich mich bei einer Berliner Großfirma als Praktikantin meldete, fragte man mich entsetzt: „Aber das kann doch nicht Ihr Ernst sein! Wie denken Sie sich denn das eigentlich als einziges Mädchen unter all den Arbeitern?“ Na, „versuchen“ durfte ich's. Acht Stunden hintereinander am Schraubstock zu stehen, wurde mir im Anfang ziemlich sauer. Aber bald gewöhnte ich mich an die Werkstattarbeit, so daß der Meister schon nach kurzer Zeit meinte: „Na, Frollein, wenn Se so weiter machen, kann ja doch noch mal wat aus Ihnen wern!“

Nicht nur feilen, hämmern, meißeln,



Phot. Gerhart Goebel

Electric Girl

nieten hab' ich gelernt, sondern auch — — wie man den Kaffee aus der Flasche trinkt. Das ist nämlich gar nicht so einfach, wie es aussieht, und erfordert allerhand Übung. Bald durfte ich übrigens schon im Betriebe stramm in der Kolonne mitarbeiten. Natürlich hatte ich inzwischen gelernt, was sich schickt, und hatte meine „Lage“ gestiftet. Da kam dann der Kolonnen-„Schieber“ eines Tages, druckste erst so ein bißchen herum und rückte dann endlich heraus mit der Frage, ob ich nicht mal nach Feierabend mit den Arbeitern ein Glas Bier trinken wolle. Und als er mein etwas zweifelndes Gesicht sah, fügte er schnell hinzu: „Se brauchen keine Angst haben, ick zahl's auch!“

Ruth B., cand. ing.